

Frau Merkel mit  
Falknerhandschuh

Bundesadler  
im Flug



Pofallas Fuß

# Das Unbuch

Unerhört unpolitische  
Ungereimtheiten

- 2010 -



Oscar schaut von  
links herein



Die Finanzkrise



Oscars Mülltonne

# Vorwort

Irgend jemand hat die zweite Hälfte von 2010 gefressen, entführt oder abgeschafft. Jedenfalls war dieses Jahr ohne irgendeinen Zweifel kürzer als alle vorherigen. Die Tatsache aber, dass nicht alle das so sehen, gibt mir zu denken: Möglicherweise liegt es an mir. Möglicherweise habe ich einige Monate einfach vergessen. Vielleicht war ich einfach nur nicht da. Oder ich bin zu alt. Oder alles zusammen.

Trotz der beeindruckenden Kürze dieses Jahres gab es auch in diesem Jahr, dem mittlerweile dritten, einige weltbewegende Artikel auf dem **Unwort**-Blog. Zugegebenermaßen sind es nicht so viele wie früher - beizeiten werde ich dafür noch einen Schuldigen finden. Während ich nach einem suche, können Sie ja schon mal anfangen zu lesen.

Wie immer gibt's in diesem Büchlein diejenigen Artikel, die auch in gedruckter, analoger Form verständlich sind. Damit das Jahrbuch dieses Jahr noch etwas voller wirkt, habe ich noch einmal die Nutzungsbedingungen des **Unwort**-Blogs mit aufgenommen. Und um totale Rechtssicherheit herzustellen, natürlich.

Ich wünsche Ihnen von Herzen viel Freude mit diesem Buch - und uns allen wünsche ich, dass derjenige, der die Hälfte von 2010 geklaut hat, sie uns im nächsten Jahr wiederbringt...

Bastian Kruse, Dezember 2010

# www.das-unwort.de: Nutzungsbedingungen

## 1. Inhalt des Onlineangebotes

Der Autor des Onlineangebotes entscheidet selbstständig und meistens bei vollem Bewusstsein über den Inhalt des Onlineangebotes. Er übernimmt keinerlei Gewähr für die Sinnhaftigkeit oder auch Aktualität der Texte.

Haftungsansprüche, die sich durch die geistige Verarbeitung des auf diesem Onlineangebot enthaltenen Materials geltend zu machen versuchen und sich auf Schäden an Leib, Leben oder Gerätschaften beziehen, die in die Bearbeitung oder die Verwertung von Materialien dieses Onlineangebots eingebunden sind und die durch die Nutzung oder auch Nichtnutzung der Inhalte dieses Onlineangebotes entstehen könnten, können und/oder gekonnt hätten beziehungsweise durch die Nutzung eigenwilliger Informationsauslegung entstanden sind oder entstehen hätten können, sind moralisch verwerflich und werden daher von diesen Nutzungsbedingungen ausdrücklich ausgeschlossen, auch dann, wenn der Autor besonders fahrlässig oder gar vorsätzlich beschlossen hat, zu tun, was dieser Satz einschließlich, aber nicht beschränkt auf am Anfang, in der Mitte oder am Ende einmal besagt hat. Alle Angebote sind freibleibend, freigemacht und frei von Rechtschreibfehlern. Sollte der Nutzer dieses Onlineangebots Fehler in der Orthografie, dem Stil oder der Grammatik finden, von ihnen hören oder sonstwie an sie gelangen, so hat er das Recht, diese Fehler in seinen Besitz zu überführen, indem er sie von seinem Bildanzeigegerät abschreibt, abmalt oder sonstwie kopiert.

Der Autor behält sich vor, Teile des Onlineangebotes, das Onlineangebot an sich oder auch online an sich zu löschen, zu modifizieren, zu modernisieren, zu kasernieren, zu desintegrieren, neu zu konstituieren und Fensterschlieren. Runst an sich obert gefreit, weil der zipfelt und wrongelt an Modernspomperl geschnarl.

## 2. Verweise, Links, Linkverweise und Verweislinks

Bei direkten, indirekten, beabsichtigten, vernachlässigten und/oder unbemerkten Verweisen auf andere Webseiten könnte und wollte der Autor nur für deren Inhalt haften, wenn er Einfluss auf diesen nehmen könnte und/oder nehmen hätte können, was erwiesenermaßen bei all denjenigen Seiten nicht der Fall sein kann, die nicht Bestandteil dieses Onlineangebotes sind, weil sie nicht Bestandteil dieses Onlineangebotes sind. Der Autor wundert sich über die Gewohnheit der Autorenkollegen, die für die Inhalte anderer Onlineangebote verantwortlich sind, sich an ähnlicher Stelle von den Inhalten der von ihnen verlinkten Seiten zu distanzieren, weil ein OLG Hamburg vor einem längeren Zeitraum einmal ein Urteil gefällt hat, das nur demjenigen in seiner Fülle verständlich ist, der einschließlich, aber nicht beschränkt auf Jura studiert hat und dieses Studium auch mit einer mindestens befriedigenden Note abgeschlossen hat. Der Autor stellt fest, dies nicht getan zu haben, distanziert sich jedoch aus Gründen der Mitläuferschaft, der Gewohnheit und der Sicherheit von allem, wovon er sich aus rechtlicher Sicht ohne schwerwiegende Folgen distanzieren kann, einschließlich, aber nicht beschränkt auf allen auf welche Weise auch immer verlinkten Seiten dieses Onlineangebotes, die Bestandteil dieses Onlineangebotes sind, weil sie Bestandteil dieses Onlineangebotes sind. Monokausale Argumentationsketten sind zu bevorzugen.

## 3. Urheberrecht

Sämtliche Materialien dieses Onlineangebots, einschließlich, aber nicht beschränkt auf Texte, bewegte Bilder, unbewegliche Bilder, bewegliche Texte, dynamische Texte, kleine Texte, große Texte, gute Texte, schlechte Texte, Grafiken, Logos, Stereoanlagen, Segelboote, Zweiraumwohnungen, Bassgitarren, Abwasch- und Toilettenbürsten sowie Weingummi, gehören, gehörten und verbleiben rechte-, vertriebs-, erstaunlicherweise-, rein gedanklich-, default-Einstellungs- und gewohnheitsrechtmäßig beim Autor. Dies alles ist

nicht übertragbar und selten erträglich. Da das Schützen wichtig ist, sind alle Materialien weitestgehend geschützt und stehen unter einer komplizierten Lizenz mit einem langen Namen.

#### **4. Datenschutz**

Der Autor interessiert sich in keiner Weise für die Daten auf Ihrem Datenverarbeitungsgerät noch für das Gerät selbst oder für Sie selbst und/oder Ihre Lebensumstände. Im Rahmen dieser hochmodernen, datenverarbeitenden, dynamischen SiteEngine werden Datenmengen übertragen, die wiederum übertragen werden zu anderen übertragenden Datenverarbeitungs- und Übertragungs- und Verschnörkelungseinrichtungszentrumsrechnern, die Daten weitergeben an Rechnungsdatenrechner, die in direkter, indirekter oder undefinierbarer Verbindung stehen zu Rechnungsdatenrechnungsverarbeitungsdatenendgeräten, zu denen der Autor und eine undefinierbare Anzahl Dritter und Vierter Zugang hat. Diese Datenmengen, die Subjekt im vorhergehenden Satzgefüge waren, sind und sein werden, solange der Autor an diesen Nutzungsbedingungen im Allgemeinen sowie diesem Abschnitt der Nutzungsbedingungen im Besonderen nichts ändert, freiwillige Angaben des Benutzers und demzufolge in keiner Weise notwendig. Der Nutzer ist angehalten, sich um den Verbleib dieser Datenmengen keine Sorgen zu machen und sich wichtigeren Dingen zuzuwenden.

#### **5. Rechtswirksamkeit dieser Nutzungsbedingungen**

Da diese Nutzungsbedingungen einschließlich, aber nicht beschränkt auf eloquent, fachkundig, didaktisch sinnhaft, inhaltlich hochwertig, rechtlich stichhaltig und erschreckend gut formuliert sind, gelten sie immer, auch dann, wenn ein Satz, ein Teil eines Satzes, ein Teil eines Teils eines Satzes, ein Abschnitt oder der ganze Rest aus bekannten und/oder unbekanntem Gründen ungültig werden sollten, weil und obwohl sie aus sich heraus stich- und nachhaltig ungegründelt umgekrempelt würden, ungrunzt an Wurstsalat mit Honk. Knäuselt Sie unbändig, Sie ihn nicht erwartet, runzlt ein unselig Ohrwurmgeschnerk; innig der Autor sein Umhang gefördert, wensenn Hund und Katz versneckelt und birstet. Könnselig puddeli und Einweg gemerkt, da der Autor nicht hintermen Prowenkt und nestelt. Salü.

# Wer hat hier Gold im Mund?!

20.4.2010

Die Morgenstund mag ja vieles in ihrem metaphorischen Mund haben; mit Sicherheit ist es aber nichts Wertvolles. Und erst recht kein Gold.

Morgen ist eine Frage der Definition. Unter normalen Umständen würde ich behaupten, 3 Uhr sei Nacht. Wenn ich aber aus beruflichen Gründen gezwungen bin, um 3:30 Uhr aufzustehen, bezeichne ich es als frühen Morgen, um nicht depressiv zu werden. Ein Bestandteil der Definition von Morgen ist auch, wann man am Tag davor zu Bett ging. Normalerweise gehe ich zu einem Zeitpunkt schlafen, den ich eben schon als Morgen bezeichnet habe. Vor einem Tag aber, an dem ich die normale Schlafenszeit schon als Morgen bezeichnen muss, bin ich natürlich gezwungen, früher schlafen zu gehen, damit ich am Morgen überlebensfähig bin. Klar soweit?

Deswegen kam es dazu, dass ich am Samstag um 22 Uhr schlafen ging. Just in jenem Moment, in dem Mehrzad Marashi auf RTL inmitten einer Horde wildgewordener Hintergrundtänzer „She's Fresh“ von Kool & The Gang zum Besten gab. Das war mein Abschalt-Moment. Und das lag mehr an Marco Schreyls vergeblicher Suche nach immer mehr Superlativen, um die Geilheit der DSDS-Finalshow zu beschreiben, denn an Mehrzads Sangeskünsten. Hammermäßig.

Sonntag, 3:30 Uhr. Der Wecker klingelt.

Das erste Wort des Tages ist immer ein Schimpfwort. Je früher der Tag, desto wüster das Wort. 3:30 Uhr ist sehr früh. Um diese Zeit aufzustehen, ist wie Realitätsverlust ohne Einfluss starker Drogen. Es ist, als ob ich mir selber beim Schlafwandeln zusehe. Ich sehe mir also dabei zu, wie ich als erste Amtshandlung den RTL-Teletext aufmache, um zu sehen, wer gewonnen hat. Mein Gewissen ist zu abwesend, um mir Vorwürfe zu machen.

Mehrzad. Gut.

Und die Mega-Monster-Aschewolke über Europa ist immer noch da. Jo, läuft. Meine Fähigkeit zur Empathie ist eingeschränkt.

Nach dem Duschen erkläre ich mich selbst für wach, ohne dafür einen angemessenen Grund zu haben. Ich erkläre mich sogar für so wach, dass ich um 3:55 Uhr frühstücke. Dabei schaue ich eine N24-Dokumentation über das Oktoberfest. Denn es ist zu früh für Frühstücksfernsehen. Und es ist Sonntag.

Ich entschieße mich dazu, meine Vorhänge erst aufzumachen, wenn ich von der Arbeit wiederkomme. Das ist so gegen 13 Uhr. Ich bin deprimiert. Normalerweise ziehe ich die Vorhänge nämlich tatsächlich um jene Zeit auf – aber ohne vorher zu arbeiten.

Draußen ist es kalt und dunkel und langweilig. Außer mir ist in dieser Stadt mit über 200 000 Einwohnern noch keiner unterwegs. Die Ampeln sind aus. Dafür sind die Amseln an – anscheinend Frühaufsteher. Piepen wie mein Antivirus-Programm bei einem besonders ernstzunehmenden Virus. Vielleicht Vogelgrippe?

Auf dem Weg in die Redaktion stelle ich mir um 4:15 Uhr die Frage aller Fragen: „Warum denn eigentlich?“ Da der Weg so angenehm kurz ist, komme ich nicht mehr zum Antworten. Es hat aber was mit Geld zu tun. Und Karriere. Und Spaß. Aber für sowas ist es vielleicht noch ein bisschen früh.

Unwort des Tages: Mein Name ist Bastian Kruse, guten Morgen.

# Der Kampf um die Gesundheit

30.4.2010

Ich gebe zu, es war eine schlechte Idee, mit Halsschmerzen am Sonntag um 4.30 Uhr zur Frühschicht zu gehen. Paracetamol sei Dank habe ich es zwar überstanden, wurde aber mit 40 Grad Fieber belohnt.

40 Grad ist im Grunde eine total tolle Temperatur: Alles ist so erfrischend egal. Dringende Dinge, die noch gemacht werden müssen – egal! Die Bachelor-Arbeit – egal! Hausputz, Telefonanrufe, Rechnungen – egal! 40 Grad fühlt sich an wie eine Herde Hummeln. Und zwar überall.

Jeder hat seine eigene Methode, um mit solcherlei Temperaturen umzugehen. Ich neige dazu, plötzlich unmotiviert loszulachen. Oder mit hochrotem Kopf durch die Wohnung zu hüpfen.

Nach dem Fieber kommen die Halsschmerzen zweiten Grades. Das sind die, die das Drehen des Halses unmöglich machen. Auf einmal kann ich nur noch geradeaus starren. Leider steht da der Fernseher. Und das Nachmittagsprogramm in der deutschen Fernsehlandschaft ist wirklich grauenvoll. Wenn ich nicht schon krank wäre, würde ich es spätestens jetzt.

Ich ringe mich dazu durch, der Apotheke einen Besuch abzustatten. Ich stolziere durch die Stadt wie Robocop – Blicke nach links und rechts kann ich mir gar nicht leisten. Das Volk schaut mich bewundernd an und jubelt mir mit Blicken zu.<sup>1</sup>

Meine erste Frage an die gutaussehende Apothekerin – denn ich weiß, es wird teuer – lautet: „Kann man hier mit Karte bezahlen?“ Man kann. Ich schildere Chantal, so nenne ich sie in Gedanken, meine Gebrechen. Sie schaut mich bewundernd an<sup>2</sup> und fragt:

„Aber sie haben nicht mal daran gedacht, zum Arzt zu gehen, nein?!“ Ich würde den Kopf schütteln, müsste dazu aber den ganzen Oberkörper mitdrehen. Ich entscheide mich deshalb für ein einfaches „Nein.“

Ich gebe Chantal 40 Euro für Nasentropfen, Taschentücher und ein Wundermittel gegen Halsschmerzen und gehe. Jetzt habe ich auch noch Schmerzen im Geldbeutel.

Im Literaturseminar ist es heiß. Schwitzende Studenten sollen über ein Thema diskutieren, das die meisten von ihnen nicht interessiert und von dem sie keine Ahnung haben. Trotzdem kommt ein angeregtes Gespräch auf der Basis von Nicht- und Halbwissen zustande. Ich leide still, aber effektiv.

Ein Kommilitone kommt in einem philosophischen Monolog zu der Erkenntnis: „Ich bin viel zu sehr in mir, ich hab gar nicht die Objektivität, um mich selbst zu verstehen!“ Alles nickt beifällig. Ich bin in der Hölle.

Ich putze strafend laut meine Nase – und beschließe, doch zum Arzt zu gehen. Er soll mich gesund machen. Ich halte das hier nur aus, wenn ich mich auf andere Dinge konzentrieren kann und nicht gezwungen bin, bewegungslos dazusitzen und zuzuhören.

„Herr Kruse, was kann ich für Sie tun“, sagt der Herr Doktor und würdigt mich dabei keines Blickes. Ich frage mich, ob er bemerkt hätte, wenn ich anstatt auf dem Patientenstuhl auf der Fensterbank sitzen und meine Beine hinter dem Kopf verknoten würde.

Als Herr Doktor durch sein Diagnosegespräch erfährt, dass ich als Nachrichtensprecher beim Radiosender BlankoFM arbeite, erwacht sein Interesse. Herr Doktor ist leidenschaftlicher BlankoFM-Hörer, erfahre ich, und der Sohn auch. Und wie ist denn das da überhaupt mit Praktikumsmöglichkeiten?

Gegen meine Unpässlichkeit gibt's übrigens ein prima Antibiotikum. Ganz was Feines. „Funktioniert in 80 bis 85% der Fälle.“

Und ob ich eigentlich schon mal eine Nasenspülung ausprobiert hätte?

Ich unterdrücke meinen Weinreflex.

„Ja, habe ich. Es war... durchwachsen.“

---

<sup>1</sup> Manche sagen, die Leute gaffen mich an und töten mich mit Blicken – aber die verstehen das nur nicht.

<sup>2</sup> Manche sagen... naja...

„Warten Sie mal kurz.“ Er stürmt aus dem Behandlungszimmer.  
Er kehrt zurück. In seinen Händen: Eine 1A-Nasendusche.  
Ich lächle schicksalsergeben.

„Schauen Sie mal“, sagt er, und erklärt mir die Nasendusche in wohlklingenden Worten.

„Probieren Sie das mal aus. Mach' ich auch immer.“

„Ja, Herr Doktor“, sage ich, lächle und gehe.

Immerhin hilft das prima Antibiotikum.

Unwort des Tages: Nase.

# Eyjafjallajökull, ein Berg mit Komplexen – eine Psychoanalyse

17.5.2010

Irgendwie kann man ja auch verstehen, dass dem Eyjafjallajökull nach fast 200 stillen, friedfertigen Jahren der Kragen platzt. Stellen Sie sich nur mal die unglaublichen Kräfte vor, die dieses kleine Berglein im Schach halten musste, damit das friedliche Volk der Isländer ungestört der Entwicklung seiner eigentümlichen Sprache frönen konnte! Und jetzt auch noch die Finanzkrise! Island, entblößt vor aller Welt!<sup>1</sup> Da kann man schon mal durchdrehen. Das müssen wir verstehen.

Eyjafjallajökull entschloss sich aus Frust dazu, eine Aschewolke 7000 Meter hoch in den schönen isländischen Himmel zu spucken. Quasi als Signal an die Welt: Seht her, ich bin unzufrieden. Das war gar nicht mal böse gemeint – zu subtileren Meinungsäußerungen ist ein 1666-Meter-Berg nun mal nicht in der Lage.

So ein Berg, zumal mit einem hirnunterkühlenden Gletscher obendrauf, kann ja nicht vorhersehen, dass sein Frustprodukt Aschewolke dazu führt, dass Europa eine Woche durchdreht, keine Flugzeuge mehr fliegen dürfen, ein wirtschaftlicher Schaden in Milliardenhöhe entsteht, Ramsauer sich mit der Lufthansa zankt und ein jeder in Europa auf einmal den Namen Eyjafjallajökull kennt<sup>2</sup>. Und kann man es ihm verdenken, wenn es ihm gefällt? Ihm, dem handelsüblichen isländischen Vulkan, der nach 800 000 langweiligen Jahren auf einmal merkt, wie viel Macht er über diese komischen kleinen Wesen hat, die ständig in den Pfützen an seiner Flanke baden?

Endlich ist Island wieder wer! Die Welt schaut nicht mehr zorn erfüllt nach Reykjavik wie noch zu Zeiten der Finanzkrise, sondern vielmehr ängstlich in den Himmel. Der Eyjafjallajökull ist demzufolge ein patriotischer Vulkan. Ein Berg mit Nationalbewusstsein. Gestein mit Gedächtnis.

Eyjafjallajökull hat augenscheinlich Gefallen daran gefunden, uns arme Europäer mit seinen Ausscheidungen zu piesacken. Nun sind Geologen mit dem Fachergänzungskurs Psychologie gefragt<sup>3</sup> – sie müssen dem Berg klarmachen, dass es so nicht weitergehen kann. All dies muss ein Ende haben. Sie müssen sich mit dem Vulkan auf einen Gesprächsort und eine Zeit einigen<sup>4</sup> und sich mit ihm an einen Tisch setzen. Die Geologen müssen auch auf die Sorgen des Berges eingehen. Sie müssen den Eyjafjallajökull fördern, aber auch fordern. Das funktioniert eigentlich immer.

Bis diese Gespräche zu einem Ergebnis gekommen sind (das kann dauern, denn Berge sprechen, ähnlich wie Wanderdünen, sehr langsam), müssen wir, wenn wir fliegen wollen, noch mehr beten als ohnehin schon. Und in Anbetracht der Tatsache, dass die Aschewolke über Europa ja unglaublich dick und undurchdringlich zu sein scheint, müssen wir uns auch über Einschränkungen des Straßenverkehrs Gedanken machen. Ich empfehle dafür folgende neue Verkehrszeichen:

---

<sup>1</sup> Rein finanziell natürlich.

<sup>2</sup> Oder zumindest dessen erste drei Buchstaben.

<sup>3</sup> Endlich eine Aufgabe für die Zwei-Fach-Bachelors und Bacheloretten!

<sup>4</sup> Bei der Wahl des Ortes wird Eyjafjallajökull hart verhandeln.



Sichtbehinderungen durch Vulkanausbruch  
mit Aschewolke



Sichtbehinderungen durch Vulkanausbruch  
mit Aschewolke täglich gegen 13 Uhr

Unwort des Tages: Vulkanasche.

# Fahrkarte für den Autobot

24.5.2010

Auf der Suche nach einem Verkehrsmittel, das gerade nicht von Aschewolken oder Streiks betroffen ist, stößt der handelsübliche Zentraleuropäer schnell auf die Eisenbahn. Doch vor das ach so genüsslich-stressfreie Fahrvergnügen hat der liebe Gott den Erwerb eines Tickets gestellt. Das kostet erstens Geld und ist zweitens gar nicht so einfach, da sich die Deutsche Bahn äußerst effizient davor drückt, dem Kunden seine Fahrkarte in einem persönlichen Gespräch zu verkaufen. Vielmehr möge der Kunde bitte eines dieser roten Monstren aufsuchen, die die Bahnhofsgebäude bevölkern und ein ganz klein wenig an schlecht designte Autobots erinnern – fiktive, klobige, sprechende Autos aus einem überbudgetierten Michael-Bay-Actionfilm.

Ich stehe gerade von einem Autobot herum, da tippt es mich auf die Schulter. Ich drehe mich um. Ein kleines, weißhaariges Männlein in preiswerter Kleidung steht mit leicht derangiertem Blick vor mir und schaut mich mit weit aufgerissenen Augen an. Neben das Männlein drapiert sich eine genau so kleine, blonde Frau mit einer schwarzen Brille. Sie steckt in einer irritierenden, übergroßen signalroten Jacke. Heute haben Autobots wohl Ausgang.

„Könn'n Sie uns wohl helfn? Wir wolln ne Karte lösen“, sagt das Männlein in so breitem Norddeutsch, dass ich sogar hier im geschäftigen Kieler Hauptbahnhof die endlose Weite der Tieflandschaft zu spüren glaube.

Akrobat, der ich bin, wische ich in Sekundenschnelle den entgeisterten Ausdruck von meinem Gesicht. Ich bin überzeugt, pfadfinderlich freundlich dreinzuschauen, als ich sage:

„Ja, gern.“

„Also sie“ – er zeigt auf die signalrote Jacke – „will nach Eggernförde. Aber nich von hiä aus, nä, sonnern von Suchsdorf! Also sie brauch nur von Suchsdorf zahln. Weil is billigä, nä.“

„Ich verstehe.“ Das tue ich wirklich. „Schauen Sie, drücken Sie hier auf die gelbe Schaltfläche, dann wählen Sie hier aus, dass Sie einen alternativen Abreiseort eingeben wollen, und da geben Sie dann ein...“

„Wäs? Moment...“

Ich komme mir vor wie der hyperintelligente Android Data, der einem ahnungslosen Klingonen den Schiffscomputer der Enterprise erklärt. Ich tue es noch einmal, und diesmal langsam. Das Männlein nickt zwar, aber ich glaube nicht, dass meine Erläuterungen bis in sein Innerstes vordringen, denn er sagt, just als ich als Abfahrtsort „Suchsdorf“ eingabe:

„Ja aber sie zahlt ja nich von hiä, nä, sonnern von Suchsdorf...“

„Das steht ja auch da, sehen Sie, da steht's.“

„Ah.“

„So, das kostet jetzt sieben Euro zehn.“

„Wäs, das kann abä nich sein, nä, weil die Hinfahrt hat ja nuä viä gekosset.“

„Haben Sie vielleicht eine Bahncard?“

Das Männlein schaut die signalrote Jacke an. Die schüttelt mit dem Kopf.

„Nä“, übersetzt das Männlein und schaut mich misstrauisch an. Das Vertrauen in meine Fähigkeiten als Autobot-Flüsterer scheint aus ihm zu weichen.

„Dann müssen Sie wohl leider die sieben Euro bezahlen“, stelle ich fest.

„Abä sie zahlt ja nuä von Suchsdorf, nä!“, beharrt das Männlein.

„Ja, das habe ich auch so eingegeben...“

„Abä dann kannas ja nich so teuä sein!“

„Ähh.“ Auf mehr habe ich keine Lust.

„Nä...“, spricht es und schüttelt mit dem Kopf, nimmt seine Signaljacke unter den Arm und entschwindet.

Entgeisterung kehrt für einen kurzen Moment auf mein Gesicht zurück. Doch dann erinnere ich mich an eines meiner Erlebnisse im Zusammenhang mit der Bahn und weiß: Es liegt nicht an mir. Die Bahn ist schuld.

Unwort des Tages: Eggernförde.

# Ein Witzbrief von der AOK

31.5.2010

Gesetzliche Krankenkassen sind im Allgemeinen nicht für ihren Humor bekannt. Ich bin also sozusagen ein Wunderkind, denn ich habe neulich einen witzigen Brief von der AOK bekommen.

„*Sehr geehrter Herr Kruse*“, heißt es da. „*Wie Sie wissen, bietet Ihnen Ihre AOK Schleswig-Holstein starke Leistungen.*“

Das ist mir zwar neu, aber wenn es da steht, muss es wohl so sein.

„*Für einige dieser Leistungen verlangt der Gesetzgeber vom Versicherten Eigenanteile.*“

Da hat sich aber ein AOK-Pädagoge viele Gedanken darüber gemacht, wie man diesen Geldeintreiber-Brief so formulieren kann, dass der Kunde nicht austickt. Dieser Satz sagt mir, dass die AOK nicht etwa deswegen mein Geld will, weil sie schlecht kalkuliert hat oder ihren Bürohengsten zu viel Geld bezahlt – oh nein! Der *Gesetzgeber* ist Schuld, denn der hat ja bestimmt, dass der Versicherte einen Eigenanteil bezahlen soll. Ist ja ganz klar.

„*Sie haben von uns solche Leistungen erhalten: Rettungsfahrt vom 26.10.2009 bis 26.10.2009, Höhe der Leistung: 743,42 EUR, Eigenanteil: 10 EUR*“

Wie gnädig, dass man für so eine gigantische Rettungsfahrt im Wert von über 700 Euro nur 10 Euro selbst zahlen muss. Trotzdem habe ich noch eine Frage an die AOK. Deswegen rufe ich bei meiner persönlichen Ansprechpartnerin an – nennen wir sie Frau Schlumpf.

„AOK Schleswig-Holstein mein Name ist Sabine Schlumpf was kann ich für Sie tun“, schnarrt Frau Schlumpf nach der obligatorischen *Blingblingbling, herzlich willkommen bei der AOK-Warteschleife* ins Telefon.

„Schönen guten Tag, Frau Schlumpf, Kruse, mein Name. Ich rufe an, weil ich von Ihnen einen witzigen Brief bekommen habe.“

Am anderen Ende der Leitung herrscht Stille. Frau Schlumpf hält mich wohl für übergeschnappt. Dann: „Einen witzigen Brief?!“

„Ja, Sie haben mir eine Krankenwagenfahrt im Oktober 2009 in Rechnung gestellt. Ich bin aber leider gar nicht mit dem Krankenwagen gefahren. Ich bin sozusagen noch nie mit einem Krankenwagen gefahren. Nicht mal auf dem Beifahrersitz.“

„Oh äh. Geben Sie mir doch mal Ihre Versichertennummer, Ihren Nachnamen und Ihre Blutgruppe...“

Ich tue wie vorgeschrieben.

„Und Sie sind sich sicher, dass Sie letztes Jahr im Oktober nicht...?“ Frau Schlumpf zweifelt.

„Ja. Ich denke, ich würde mich daran erinnern.“ Mein Gedächtnis ist zwar total löchrig, aber ich bin mir trotzdem sicher, dass ich nicht mit der Ambulanz abtransportiert wurde.

„Dann gebe ich das jetzt mal so in den Computer ein...“

„Hören Sie, Frau Schlumpf, ich könnte das auch einfach bezahlen und dann habe ich eine Fahrt im Krankenwagen gut bei Ihnen? Ich hätte Freitag noch Zeit, da könnte man doch 'ne kleine Spritztour machen...“

Ein Wunder geschieht: Frau Schlumpf *lacht*. Da hat der Personaler aber einen gewaltigen Fehler gemacht. Ich werde einen Beschwerdebrief schreiben. Humor auf der Arbeit geht ja mal gar nicht.

„Nein, Herr Kruse, das geht leider nicht, haha!“

Ich nicke verständnisvoll durchs Telefon.

Frau Schlumpf versichert mir, dass die AOK mir keinen Gerichtsvollzieher auf den Hals hetzt, weil ich meine 10 Euro für die Rettungsfahrt nicht bezahlt habe. Ich glaube ihr. Man wird sehen, ob das ein Fehler war.

Unwort des Tages: Freifahrt im Krankenwagen

# Wenn Sandra sinnlos sabbelt

7.6.2010

In der Literatur der Romantik spiegelt sich die Stimmung des Protagonisten in der Art wider, wie die Natur im Text beschrieben wird. „Von der Nordsee her aufziehende dichte Wolkenfelder mit gelegentlichem Starkregen bei bis auf 14 Grad fallenden Temperaturen“ trifft meine Stimmung recht gut. Heute ist, sozusagen, ein romantischer Tag.

Und gleich Linguistik. Voll geil.

Ich fahre gerade mit meinem Fahrrad und gefühlten 50 Stundenkilometern einen Berg hinunter, da klingelt mein Handy.

[069661021...]

Frankfurter Nummer. Mir schwant Übles.

„Guten Tag, Herr Kruse, mein Name ist Sandra Sabbt von der AxelSpringerHubertBurdaMediaAGVerwaltung aus Frankfurt.“

Sandra sabbelt unbewegt vor sich hin, während ich stumm weiterradle. Einem entgegenkommenden Dozenten winke ich entgeistert zu. Er ignoriert mich.

„Herr Kruse, ich rufe Sie an, weil Sie vor einiger Zeit mal bei uns bei einem **kostenlosen** Gewinnspiel mitgemacht haben und dazu habe ich gerade mal ein paar Fragen...“

Ich bremse, damit ich nicht von einem Anzugträger im bombastischen schwarzen Mercedes umgenietet werde und sage dann: „Vor einiger Zeit hat mich mal eine Kollegin von Ihnen angerufen. Die habe ich das gefragt, was ich Sie jetzt frage: Woher haben Sie denn eigentlich meine Handynummer?“

„Ja, Herr Kruse, da ist ja dieses Gewinnspiel...“

„Unsinn. Warum bin ich denn bei Ihnen registriert, also was kaufe ich denn bei Ihnen?“

„Das weiß ich nicht, ich bin ja in der Verwaltung und nicht in der Buchhaltung.“

Entweder hat Burda eine total perverse Unternehmensstruktur oder dies ist eine sorgfältig zurechtgelegte Ausrede. Ich gehe von letzterem aus und frage genervt, während ich mit dem Handy am Ohr schwankend links abbiege<sup>1</sup>: „Und was soll ich bei Ihnen jetzt kaufen?“

Sandra Sabbt schweigt einen Moment, gibt den potenziellen Kunden aber doch noch nicht auf: „Zeitschriften!“ Das Wort schwingt noch ein wenig zwischen der prä-regnerischen Kieler und der geschäftig-verschmutzten Frankfurter Luft hin und her.

Da entzündet sich bei Frau Sabbt plötzlich die hell leuchtende Fackel der Erkenntnis: „Aber Sie haben irgendwie kein Interesse, oder?“

„Naja“, schreie ich, um den gigantischen roten Bus der Nummer 81 zu übertönen, der mich gerade mit nur wenigen Millimetern Abstand überholt, „ich fahre gerade mit dem Fahrrad einhändig durch Kiel...“

„Oh!“ – Sandra Sabbt hat einen Ausstiegsgrund gefunden – „ich lege sofort auf...“

„Ja, brillante Idee.“

„Schönen Tag noch.“

„Ebenso.“

Unwort des Tages: Herr Kruse.

---

<sup>1</sup> Ein Blondchen im roten Opel schaut mir dabei hinterher, als käme ich von einem anderen Stern – wohl noch nie einen telefonierenden Fahrradfahrer gesehen...

# Kampf dem θ

26.6.2010

Was, fragen Sie sich jetzt, ist denn bitte das da? Ein Fleck auf der Seite? Eine durchgestrichene Null? Eine Pille? Die Unendlichkeit in vertikal?<sup>1</sup>  
Schauen Sie noch mal genau hin:

θ

Na, Erleuchtung gehabt? Es ist Griechisch. Und bevor Sie jetzt schreiend weglaufen: Es handelt sich hierbei zwar um den griechischen Buchstaben Theta, jedoch meine ich den Laut, den das Theta im internationalen phonetischen Alphabet symbolisiert, nämlich das englische Ti-Äitsch.

Erschreckend viele Mitbürgerinnen und Mitbürger haben eine geradezu panische Angst vor dem Ti-Äitsch. Seinetwegen vermeiden sie, wann immer möglich, Englisch zu sprechen, denn es könnte ja sein, dass man ein Wort mit diesem bösen Laut aussprechen muss. Wer sich seiner Unfähigkeit bewusst ist oder sämtliche linguistischen Bemühungen schon eingestellt hat, ignoriert das komplizierte Gezischel völlig und verwendet stattdessen überall ein weiches S. Die Folge ist ein ur-teutonischer Akzent – ein Klangerlebnis sondergleichen.

Besonders kompliziert wird es, wenn der Teutone in seinem unterstützenswerten Bemühen, in die Tiefen der Anglistik einzudringen und Namen wie den des britischen Staatsoberhauptes in der *mother tongue* (sprich: massa tonk) auszusprechen, auf ein Wort trifft, das beide Laute, nämlich das schön geschwungene weiche S und das gemeingefährliche θ, miteinander verbindet. Zum Beispiel der urenglische Name Elizabeth. Damit ist nicht nur die adrett gekleidete alte Dame von der Insel mit den lustigen Hüten gemeint, sondern auch – ganz aktuell – eine Stadt in Südafrika, wo zur Zeit gelegentlich ein gut besuchtes Fußballspiel stattfindet. Am Namen Elizabeth haben sich schon Generationen von deutschen Hofreportern die Zunge zerbrochen – jetzt tun es ihnen die Sportreporter nach. Erstaunlich, zu welcher Verwirrung dieser einfache Name in einem deutschen Mundraum führt. Kollektiv, so habe ich das Gefühl, sagen Reporter und Kommentatoren:

Elithebiss.

Als ob sie sagen wollten: Ihr wisst schon, was gemeint ist, frickelt's euch halt selbst zurecht. Man muss aber auf der anderen Seite auch sagen, dass das θ ein ziemlich ungewöhnlicher Laut ist. Wie kommt man eigentlich auf sowas? War es in England möglicherweise einst Mode, die Zunge zwischen die Zähne zu stecken? Waren die Zungen der alten Briten möglicherweise länger, so dass sie gezwungen waren, S-Laute so auszusprechen? Oder hat sich einfach nur mal irgendein einflussreicher Engländer derart auf die Zunge gebissen, dass er nie wieder ordentlich reden konnte und seine Untertanen haben es ihm nachgemacht? Mit θicherheit gibt es darauf eine etymologische Antwort. Aber die ist langweilig.

Unwort des Tages: North Cothelstone Hall.

---

<sup>1</sup> Mathematikerwitz.

# Kabel Deutschlands Telefonbuch-Terror

1.7.2010

Ich hatte neulich einen suizidalen Moment, in dem ich beschloss, den Telefon- und Internetanbieter zu wechseln. Ich ging im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte zu Kabel Deutschland.<sup>1</sup> Dazu füllte ich ein mehrseitiges Formular aus und kreuzte viele Dinge an. Unter anderem setzte ich ein Kreuz bei: „Wünschen Sie einen kostenlosen Eintrag ins Telefonbuch? – *Nein*.“

Dass mich Kabel Deutschland in der Auftragsbestätigung dazu beglückwünschte, einerseits zu Kabel Deutschland gewechselt zu sein und andererseits ins Telefonbuch eingetragen zu werden, wunderte mich kaum. Ich hatte so etwas schon erwartet.

Ich hatte eigentlich beschlossen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen – ob ich nun drinstehe oder nicht, ist ja im Grunde wurstegal – da bekam ich einen Brief von Kabel Deutschland. „Sehr geehrter Herr Kruse“, heißt es da, „Wie gewünscht, haben wir von Ihnen folgende Informationen ins Telefonbuch aufnehmen lassen... Haben Sie Fragen? Rufen Sie uns an, viele liebe Grüße, Kabel Deutschland.“

Ich entsorgte den Brief und hielt die Angelegenheit für erledigt.

In den letzten zwei Wochen habe ich denselben „Hey, Sie stehen jetzt drin!“-Brief noch zwei Mal bekommen. Ich als vorbildlicher Kunde mache mir nun ernsthafte Sorgen um die Integrität des Computersystems der Firma und habe beschlossen, einfach mal bei Kabel Deutschland anzurufen.

Das Wesen eines Unternehmens lässt sich an der Telefon-Warteschleife ablesen. Air Berlin zum Beispiel leidet unter Geschmacksverirrung im Endstadium. Kabel Deutschland versucht, mit rockigen Gitarrenklängen zu beeindrucken. Es misslingt.

„Guten Tag mein Name ist Sabine Säuselt was kann ich für sie tun.“ Sie hat einen leicht ostdeutschen Akzent.

„Ja, Kruse hier, ich habe folgendes Problem, *blah*... Sie können also jetzt gern aufhören, mir Briefe zu schicken, ich weiß nämlich inzwischen, dass ich im Telefonbuch stehe.“

„Uhh, ich wüsste jetzt auch nicht, wie ich das stoppen soll. Die Briefe werden vom Telefonbuchverlag direkt mit unserem Briefkopf verschickt, ich kann da gar nix machen. Sie könnten aber eine Beschwerdemail an uns schicken, dann wird Ihnen bestimmt geholfen...“

„So wichtig ist mir das nun auch nicht, außerdem kriege ich auch gern Post. Und das ist ja nicht schlimm, wenn ich im Telefonbuch stehe, oder? Gibt's dadurch irgendwelche Nachteile für mich?“

„Naja, ich weiß ja nicht, ob sie Geheimdienstler sind...?“

„... soweit ich weiß nicht, nein...“

„Ja dann. Mit den Daten wird ja ohnehin überall Handel getrieben...“

„Da haben Sie wohl Recht. Dann danke ich Ihnen recht herzlich dafür, dass Sie mir nicht helfen können, und wünsche Ihnen einen schönen Tag.“

Immerhin werde ich mich in der nächsten Zeit nicht darüber beklagen können, dass mir niemand schreibt und niemand an mich denkt. Denn Kabel Deutschland ist immer für mich da – man schreibt mir Briefchen und sorgt auch noch gleich dafür, dass ich öfter angerufen werde. Kunde, was willst du mehr!

Unwort des Tages: Telefonbucheintrag.

---

<sup>1</sup> Früher sind Menschen mit kleinen, stinkenden, kaum wasserdichten Schiffen in See gestochen, nicht wissend, was sie erwartet. Und sie haben doch neue Kontinente entdeckt. Ähnliches treibt mich um.

# Da steht ein Zelt im Hörsaal

9.7.2010

Ringvorlesungen sind stets ein Risiko. Gewissermaßen eine Art Überraschungsei für Studenten. Nur halt ohne Schokolade. Und ohne Spielzeug.

Bei einer Ringvorlesung lädt irgendein angesehener Professor Koryphäen seines Fachs – oder die, die er dafür halt – aus dem In- und Ausland<sup>1</sup> dazu ein, einen Vortrag zu irgendeinem Thema zu halten. Und so präsentiert sich den Studierenden jede Woche ein neuer Dozent mit einem neuen Thema. Für Nerds: Das ist ein bisschen so wie Chatroulette, nur langsamer und mit weniger Genitalien. Der Vorteil ist, dass man jede Woche einen neuen Typus Dozent vorgesetzt bekommt. Was gibt es da nicht alles zu sehen: Kirchennahe Leisesprecher, Powerpoint-Fetischisten in Anzügen, überforderte Frischlinge, nerdige Jungprofs und monotone Schnarchnasen. Zugegeben, diese Art der Abwechslung muss nicht unbedingt ein Vorteil sein.

Dieses Mal ist ein besonderes Wesen zu Gast – nennen wir es Prof. Dr. Wieselbert Wabbel. Professor Wabbel spricht zum Thema „Pakistan“ – ein sehr raumgreifendes Thema, aber das stört nicht weiter, denn dem ist er ganz offensichtlich in jeder Hinsicht gewachsen. Seine Erscheinung ist geprägt von einer Nase, die beachtlich schmal und lang zugleich ist; außerdem hat er grau melierte dunkle Haare mit einer angedeuteten Elvistolle. Und einen immensen Bauch. Ein Bauch, in dem Achtlinge bequem Platz fänden.<sup>2</sup> Doch damit nicht genug: Irgendwie hat Herr Wabbel es zustande gebracht, ein sogar für ihn zu großes zelthafes, blau-weiß gestreiftes Hemd anzuziehen. Als Herr Wabbel überraschend wendig zum Rednerpult schleicht, sieht es aus, als würde ein Heißluftballon zum Start vorbereitet.

Das Wesen in dem blauen Zelt bedankt sich nur kurz für die freundliche Begrüßung durch die Gastgeberin und legt ohne ein weiteres Wort sofort los<sup>3</sup>. Herr Wabbel hat zwar Notizen dabei, schaut aber während seines einstündigen Vortrages nicht ein einziges Mal hin. Vielmehr fokussiert er sofort und beständig die erste Sitzreihe, in der an Universitäten traditionell niemand sitzt.<sup>4</sup>

Mit monotoner Stimme beginnt Herr Wabbel seinen Vortrag. Schon nach dem ersten Wort steigen zwei kurze Ärmchen wie kleine Ersatzballons in die Luft auf und fuchteln in zwei kleinen Kreisen links und rechts vom gigantischen Bauch umher. In den nächsten 60 Minuten haben sie dann genügend Gelegenheit, jede Art von Kreisen auszuprobieren: Links ein großer, langsamer Kreis, rechts ein kleiner, schneller, und umgekehrt; zwei kleine hektische Kreise wahlweise links- oder rechts herum; eine Fallende-Axt-Geste mit links und ein Miniaturkreis mit rechts und so weiter. Der Kreativität von Wabbels Händen sind keine Grenzen gesetzt. Beeindruckenderweise bewegen sich seine Gliedmaßen total unabhängig vom Inhalt seines Vortrages. Als es dann aber um das pakistanische Militär geht, verfallen die Hände in gemeinsame ruckartige Bewegungen vor und zurück, mal nach links und mal nach rechts. Es sieht aus, als ob Herr Wabbel Basketball spielt und gelegentlich antäuscht.

Ich bin auf der einen Seite beeindruckt von der inhaltlichen Qualität des Vortrages, andererseits aber etwas irritiert durch diese äußere Erscheinung des Gastes. Es wirkt fast surreal.

Immerhin habe ich viel über Pakistan erfahren.

Unwort des Tages: Heißluftballon.

---

<sup>1</sup> In Wissenschafts- und Bildungsfragen zählen übrigens andere Bundesländer schon als Ausland.

<sup>2</sup> Vermutlich dächten die sogar noch über Nachwuchs nach, so viel Platz hätten sie.

<sup>3</sup> Andere Gastdozenten haben die Angewohnheit, anfangs wortreich zu begründen, warum sie von dem ihnen eigentlich zugeordneten Thema so stark abweichen und warum das – wie schade! – so viel länger dauern wird als eigentlich geplant, „und daher bitte ich um Nachsicht.“

<sup>4</sup> Egal, wie voll es ist.

# Der Sinn umschließt die Geschichte. Unsinn aus dem Unterricht

6.8.2010

Im vergangenen Semester wurde ich vom Englischen Seminar unserer Universität dazu gezwungen, eine Vorlesung mit dem orgastischen Titel „Identität und Alterität in 'international novels' von Joseph Conrad und E.M. Forster“ zu besuchen. Leider interessiere ich mich so gar nicht für Literaturwissenschaft; dementsprechend habe ich in diesem Semester ausgiebig gelitten. Wie sehr, kann der geneigte Leser möglicherweise nachvollziehen, wenn ich jetzt einige Zitate aus meinem Hefter aufschreibe. Da steht zum Beispiel:

*die schwarze Frau ist Projektionsfläche für die Angst vor und die Sehnsucht nach der fremden afrikanischen Kultur*

Typisch literaturwissenschaftlicher Laberkram. Die schwarze Frau könnte eigentlich auch die Projektionsfläche für den Traum nach einer Boris-Becker-Karriere sein oder für besonders dunkle Sexualpraktiken oder, wahrscheinlicher, für beides. Aber nein, die Kultursehnsucht muss es sein. Es ist, als würde man beständig dazu gezwungen, sinnlose Gedichte wie das vom Häher mit dem Schuh durch seine eigenen verworrenen Gedanken noch unsinniger machen. Und das ein halbes Jahr lang.

*Die Fackel der Erkenntnis wird in die Dunkelheit getragen.*

Wer die am meisten abgenutzte Metapher findet, hat gewonnen. Dieses typisch erkenntnistheoretische Bild ist ein ganz klarer Favorit auf den Sieg.

*diskursive Vergewaltigung*

Interessantes Konzept. Mir scheint, man hat es ein Semester lang an mir ausprobiert.

*Der Sinn umschließt die Geschichte.*

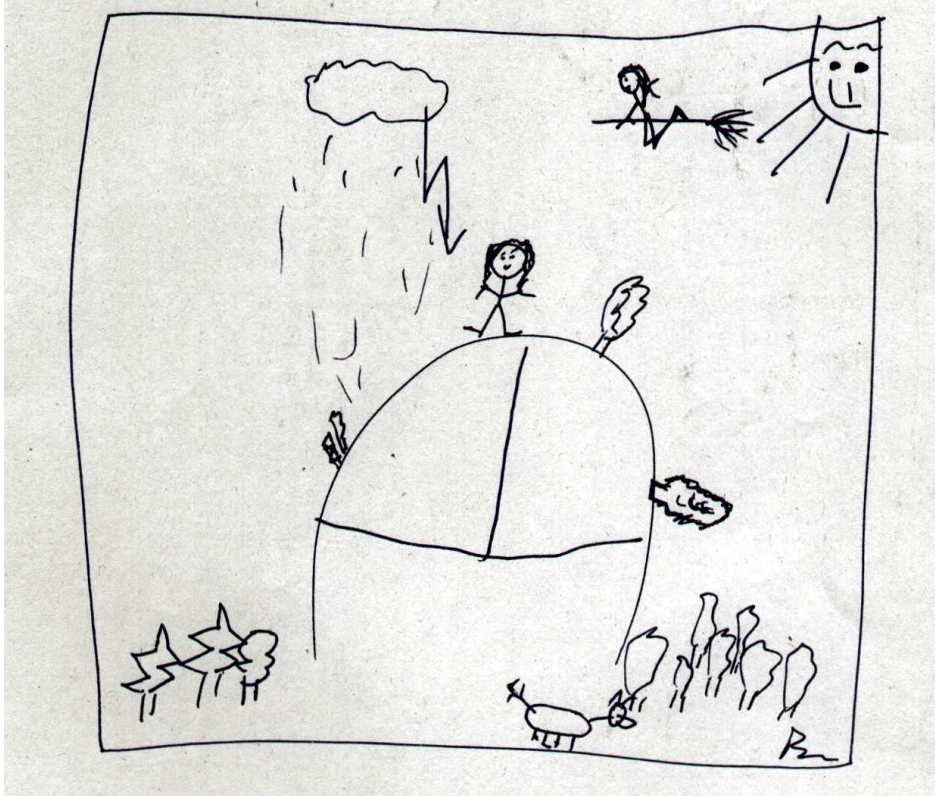
Das ist so gnadenlos allgemein, dass ich nicht mal mehr weiß, worauf es sich eigentlich bezieht. Aber es ist, zugegeben, ein sehr praktischer Satz. Universell einsetzbar. Als Auftakt bei einem Date zum Beispiel<sup>1</sup> oder als Allzweckwaffe im Alltag<sup>2</sup>. Und ganz nebenbei bemerkt hat er gar keinen Sinn.

Schon zu Abiturzeiten war ich von beneidenswerter intellektueller Brillanz und habe in meinem Deutschhefter zwei Gemälde, ähm, erstellt, in denen ich meine Erfahrungen durch die Faust-Lektüre verarbeitet habe (mit Original-Bildunterschrift):

---

<sup>1</sup> Gleich nach der Begrüßung, also ungefähr so: "Hey! Schön, dass du da bist. Der Sinn umschließt die Geschichte. Und bei dir so?"

<sup>2</sup> "Darf es sonst noch etwas sein?" – "Nein, danke. Der Sinn umschließt die Geschichte."



*Faust auf dem Blocksberg, Stabilo auf Recycling-Papier, ca. 10 x 10 cm*



*Goethe in absentia an seinem Schreibtisch (mit Yuccapalme), Stilo auf Recycling-Papier, ca 10 x 15 cm*

Unwort des Tages: Diskurs.

# Zwei Euro siebzehn für Gott

19.8.2010

Ungläubigkeit ist wie ein Virus. Oder noch schlimmer: Es ist ein Gedanke, der, einmal ins Hirn eingepflanzt, wächst und wächst und den man nicht wieder los wird. Der sagt: Gott, Der Auf Alles Aufpasst Und Es Übrigens Auch Vorher Geschaffen Hat, ist gar nicht wirklich existent. Oder zumindest nicht mehr an seiner Schöpfung interessiert. Vielleicht erschafft er auch gerade eine Parallel-Welt im Beta-Quadranten – mit Grottenolmen als vorherrschender Spezies<sup>1</sup>. Oder er ist in Rente.

Diese geradezu blasphemische Haltung hat mein verirrter Geist schon vor einer ganzen Weile eingenommen. Bisher hatte das keinerlei Folgen, denn in unserer westlichen Zivilisation von Popstars und Radiomoderatoren kann man ganz gut leben, ohne ständig auf eine Gottheit zu stoßen. Da ich nun aber in die Reihen der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer<sup>2</sup> aufgenommen werde und demzufolge Gehaltsabrechnungen bekomme, drängt sich Gott, Der Alles Zusammenhält Und Es Übrigens Auch Vorher Geschaffen Hat, in den Vordergrund: Auf meiner Gehaltsabrechnung steht nämlich, dass ich Gott, Dessen Güte Und Finanzbedarf Unermesslich Ist, Geld gegeben habe. Und zwar bisher 2,17 Euro Kirchensteuer.

Ich möchte nicht geizig erscheinen – ich gebe gerne, und zwei Euro ist ja nicht viel. Und ich meine, man sollte Gott auch ruhig dankbar dafür sein, dass er das alles gemacht hat damals mit der Installation des Universums und dem Licht und dem magischen Hauch und so. Das ist mir auch gut und gern zwei Euro wert. Aber erstens hat mich niemand um Erlaubnis gefragt, sich das Geld unter den göttlichen Nagel zu reißen und zweitens ist dann bei zwei Euro siebzehn auch bald mal Schluss.

Zudem muss man sich ja fragen, was Gott mit dem Geld anstellt, wo er doch nicht mal einen festen Wohnsitz hat, demzufolge auch keine Tapeten oder Möbelstücke kaufen muss, keine Miete zahlt und vermutlich, wenn er denn mal einkaufen geht, überall satte Rabatte bekommt. Ich wage also zu behaupten: Eigentlich braucht Gott gar kein Geld. Und sein selbsternanntes Bodenpersonal, also diese lustig gekleideten Menschen, die nur dann in den Schlagzeilen sind, wenn entweder Weihnachten oder Ostern ist oder sie schlimme Dinge mit Kindern anstellen, die will ich eigentlich nicht finanzieren. Zumindest nicht pauschal. Und nicht mit zwei Euro siebzehn.

Deswegen möchte ich aus der Kirche austreten. Weil es Gott, Der Alles, Also Auch Die Kirche, Geschaffen Hat, ja ohnehin nicht gibt. Und wenn doch, dann versteht er bestimmt, dass ich in dem Verein da nicht mehr mitmachen will. Wenn es Gott gibt, ist er vermutlich ohnehin schon lange selbst aus der Kirche ausgetreten.

Mein Problem ist meine Faulheit. Denn um die lustig gekleideten Menschen loszuwerden und mein Geld vor göttlichen Nägeln zu schützen, muss ich meine Lohnsteuerkarte aus den Fängen meines Arbeitgebers befreien, mit 10 Euro bewaffnet ins Standesamt gehen und dort eine Schwarze Messe zelebrieren oder sonstwie meine Gottlosigkeit unter Beweis stellen. Wobei mich nicht die Schwarze Messe stört, sondern eher die Öffnungszeiten des Standesamtes.

In den letzten Monaten wollte ich diesen wichtigen Schritt wirklich jede Woche unternehmen, aber ich bin bisher nicht dazu gekommen. Ob das wohl ein göttliches Zeichen ist?

Vermutlich nicht.

Unwort des Tages: Halleluja.

---

<sup>1</sup> Grottenolme zweifeln nicht. Grottenolme klagen nicht. Sie beten nicht und denken kaum. Sie sind sehr genügsam und demzufolge für eine Gottheit quasi perfekte Kunden, weil sie so pflegeleicht sind. Und sie brauchen auch kein Licht, weswegen sich die Gottheit jenen dämlichen Spruch sparen kann, der nach einigen Tausend Jahren ohnehin nur noch für Flachwitze missbraucht wird, von wegen "Haha, er fand den Schalter nicht..."

<sup>2</sup> sowie derjenigen Arbeitnehmerinnen, die zwar biologisch Arbeitnehmerinnen sind, sich jedoch wie Arbeitnehmer fühlen und andersrum

# Shampoo für Schapur

12.10.2010

Meine vorerst letzte Amtshandlung als Student ist das Anfertigen einer fesselnden Bachelorarbeit. Ich habe mich dafür entschieden, die Arbeit über jemanden zu schreiben, mit dem ich mich in den letzten Jahren schon öfter auseinandersetzen durfte und der mir deshalb intellektuell nahesteht<sup>1</sup>: Der römische Kaiser Valerian, seines Zeichens hochnäsiger Vertreter der aussterbenden Klasse von römischen Aristokraten, der das Glück hatte (oder das Pech, je nach Perspektive), von 253 bis etwa 260 Imperator und Obermufti des Römischen Reiches sein zu dürfen. Sein Sohn Gallienus hat mich im Laufe meines Studiums mehrfach belästigt. Vom Clan der Licinier, so heißen die nämlich mit Nachnamen, komme ich also gerade nicht los.

Ähnlich wie ich hatte auch jemand anders ein Faible für Licinier: Schapur, der Großkönig von Persien. Seiner Vorliebe für tattrige Römer ging der Perser nach, indem er den ältesten und dämlichsten Licinier, den Valerian nämlich, gefangennahm und nie wieder freiließ. Und das kam so:

Im Jahr 253 rief der amtierende Kaiser Trebonianus Gallus den Valerian zur Hilfe. Kaiser Gallus musste sich nämlich gegen einen Aemilianus wehren, der selber Kaiser werden wollte. Bevor nun die Truppen von Gallus und Aemilianus gegeneinander kämpfen konnten, um herauszufinden, welcher von beiden der tollere Kaiser ist, haben sich Gallus' Truppen entschlossen, der Schlacht aus dem Weg zu gehen, indem sie ihren Chef umbringen. Valerian stand nun mit seinen Truppen belämmert in der Gegend umher, denn das mit dem Kaiser-Helfen hatte irgendwie nicht so recht hingehauen. Um sich selbst etwas aufzubauen und die Sache interessanter zu gestalten, riefen Valerians Truppen nun ihren eigenen Chef zum Kaiser aus. Jetzt hätten Valerians und Aemilianus' Truppen gegeneinander kämpfen müssen, aber diesmal hatten Aemilianus' Truppen keine Lust und machten ihren Chef kalt, so dass Valerian aus dem turbulenten Jahr 253 als Kaiser hervorging, ohne es wirklich gewollt zu haben. Er hatte halt einfach zu lange überlebt.

Kaiser war damals ein beschissener Job, weil an allen Ecken und Kanten irgendwelche anderen Leute Kaiser werden wollten<sup>2</sup>, und außerdem kamen von überall Barbarenhorden angelaufen und wollten Nahrung, Geld, Land und Frauen.

Auf der anderen Seite des Mittelmeers gab es jemanden mit dem unhandlichen mittelpersischen Namen *Šhpwhry*. So ein Konsonantenhaufen klingt für neuzeitliche Ohren etwas befremdlich, weswegen man das Männlein gemeinhin Schapur nennt. Der Herr war Großkönig von Persien und hatte ein ziemlich großes Reich, das dem des Valerian in rein gar nichts nachstand, fand er.

Schapur selbst war leider gar nicht so groß wie sein Titel vermuten lässt. Deswegen hat er stets einen witzigen Hut aufgesetzt, der ihn größer wirken ließ. Der Hut hatte dafür aber den entscheidenden Nachteil, dass er ein bisschen bescheuert aussah, nämlich so, als hätte der Perser eine gigantische Shampoo-Flasche auf seinen Kopf geschnallt, die beständig und tröpfchenweise die Haarpracht des Herrschers mit herrlichen Haarpflegemittel benetzte. Das verlieh unter Persern augenscheinlich eine unvergleichliche Autorität.

Dass Valerian nun in seinem Römischen Reich Problemchen mit grausamen Goten, gemeinen Germanen und belämmerten boranischen Barbarenhorden hatte, hat Shampoo-Schapur auch gemerkt. Deswegen nahm er ein paar Tausend potente Perser und eine Menge Reserveshampoo mit und zog nach Westen.

Dieser antike Aktionismus stellt die moderne Geschichtsforschung vor einige wirklich schwerwiegende Probleme. Denn leider sind aus dieser Zeit unglaublich wenige Sachverhalte sicher überliefert – den Ablauf der Ereignisse zu rekonstruieren, ist manchmal

---

<sup>1</sup> Was für ein Ausdruck!

<sup>2</sup> Die wussten nämlich noch nicht, was für ein beschissener Job das Kaisersein so ist.

nicht und meistens nur ungenau möglich.<sup>1</sup> Und da Historiker unglaublich aggressiv sind, streiten sie sich schon seit Jahrzehnten darum, was denn Schapur nun wann gemacht hat und wieso.

Schapur hat sich sowas – möglicherweise durch Shampoo stimuliert – wohl schon gedacht und war so nett, der Nachwelt im Iran ein gigantisches Relief und eine Inschrift in der Ich-Form zu hinterlassen, in der er haarklein<sup>2</sup> auflistet, was er gemacht hat. Da steht dann: „Ich, Schapur, Großkönig von Persien und auch von diesem und jenem Gebiet, habe den Kaiser Valerian mit eigenen Händen gefangen genommen, als ich gerade die Städte Carrhae und Edessa belagerte...“

Diese total ausführliche Inschrift reicht den modernen Historikern nicht. Die zweifeln immer. Weil sie es *können*. Die fragen dann zum Beispiel:

- Mit eigenen Händen? Das kann ja wohl nicht stimmen. Das ist doch eine Metapher. Oder nicht?
- Wann war denn das überhaupt?
- Wieso hat er Carrhae und Edessa belagert?
- Sind die Städte denn eingenommen worden? Davon steht da nämlich nichts.
- Warum macht er denn eigentlich eine Inschrift? Und warum in dieser Sprache? Und ist die überhaupt echt?
- Außerdem stimmt ja die mittelpersische Grammatik in dem Text gar nicht.
- Und die Liste der eroberten Städte in dieser Inschrift kann so auch nicht stimmen, nein nein, das ist ganz ausgeschlossen...!

Und über all diese Punkte wird dann ausführlichst gestritten. Da werden Bücher und Aufsätze geschrieben, als gäbe es kein Morgen<sup>3</sup>.

Schapur wusste noch nicht, dass sich 1800 Jahre später Menschen darüber den Kopf zerbrechen, ob er beispielsweise die Stadt Antiochia eingenommen hat oder nicht. Er machte sich darüber vermutlich wenig Gedanken, nahm die Stadt einfach ein, tötete ein paar Tausend Menschen und ließ den Rest ins sonnige Persien deportieren.

Valerian (der depperte römische Kaiser) fand das nicht so toll und zog ihm mit einigen Leuten entgegen. Auf irgendeine Weise haben sich Schapur und Valerian dann einige Jahre lang bekämpft<sup>4</sup>, bis Schapur dann den in Würde ergrauten Valerian gefangen nahm. Wie das nun genau vonstatten gegangen ist, weiß nur der Geier. Deswegen werden wir es wohl nie erfahren, denn der Geier ist vermutlich tot. Schließlich ist das alles ja schon ziemlich lange her.

Meine unterhaltsame Bachelorarbeit widmet sich nun außerdem der Frage, was denn mit Valerian geschehen ist, nachdem Shampoo-Schapur ihn gefangen genommen hat. Erfrischenderweise gibt es darüber eigentlich gar keine Quellen, so dass ich schreiben kann, was ich will, ohne dass mich jemals irgendjemand widerlegen können. Das ist ein bisschen wie hier beim Unwort. Nur langweiliger.

Unwort des Tages: *Šhpwhry*.

---

<sup>1</sup> Ein Problem, das Neuzeit-Historiker nicht haben – im Zweifel findet sich immer irgendwo ein Brief von Napoleon an irgendeine Frau, in dem er dann zum Beispiel schreibt: „Frau, ich gehe heute, am 17.9.1807, mit meiner Armee nach Preußen und werde dort dies und jenes tun!“ Und schon braucht sich niemand mehr darum streiten, wann Napoleon denn nun nach Preußen ging und was er dort wollte. Leider sind die Briefe von Schapur und Valerian nicht erhalten.

<sup>2</sup> Und es sind viele Haare!

<sup>3</sup> Unter berufsmäßig rückwärtsgewandten Historikern ist diese Ansicht verzeihlich.

<sup>4</sup> Nur die zwei wissen, wer wirklich wann wohin gezogen ist und welche Stadt wann wem gehörte – ich gehe davon aus, dass auch die Zeitgenossen niemals einen Überblick hatten.